

Zeitschrift:	Penelope : Zeitschrift zur Belehrung u. Unterhaltung für das weibliche Geschlecht
Herausgeber:	E. Looser
Band:	- (1846)
Heft:	2
Artikel:	Schicksale eines noch lebenden jungen Schweizers : (aus dem Leben desselben) [Teil 1]
Autor:	Looser, E.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-327162

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Biograph von Mrs. Fry sagt von ihr: „Und wie sie es nie verschmähte, die kleinsten Pflichten treu zu erfüllen, welche ihr als Hausfrau oblagen, so bewegte sie sich auch mit der festesten Haltung in weitern Lebenskreisen und führte ein Leben in der Öffentlichkeit, ohne dadurch den Eindruck zu machen, als verläugne sie nur im geringsten ihr Geschlecht. Im Gegentheil übte ihre Gegenwart auch in größern Versammlungen stets den tiefen Einfluß, welcher nur der edeln Weiblichkeit eigen ist.“ Warum sollte es uns nicht möglich sein, die kleinen und großen Pflichten des häuslichen Lebens treu erfüllend auch in weitern Lebenskreisen mit fester und doch durchaus weiblicher Haltung das zu thun, was dort sonst Niemand thut, oder doch Niemand so gut thun kann wie wir? — Warum sollte es uns nicht möglich sein wie der Elisabeth Fry und wie vielen Andern? Weil wir uns vor zu Vielem fürchten, z. B. vor uns selber und vor einer gewissen verpönten Öffentlichkeit; und weil wir — das ist ein Grund auch fürs Erste — die Liebe nicht haben, die Alles glaubt, hofft, duldet und thut; die göttlich warme Treue, die Alle, Alle in die Arme schließen möchte und die eigene Seligkeit mit ihnen theilen. Oder fassen wir Alles zusammen: wenn es uns nicht möglich ist, gleich Mrs. Fry zu wirken, so ist's vorzüglich, weil uns ihre tiefe, lebendige Religiosität fehlt. — O, wo sie — das unendliche Sehnen nach Gott, das immer wachsende Bedürfniß, „in dem zu leben, was sein ist“, — der fromme Aufschwung zu ihm, also weit über Alles hin, was die Welt Müh' und Noth und Schaden nennt — wo solche Religiosität das Gemüth durchdringt, da ist auch das Sehnen nach dem Besten überhaupt, da ist das Bedürfniß, dem göttlichen Auftrag zu genügen, der jeder von uns geworden, als Lebensaufgabe oder Bestimmung, und da ist auch der Aufschwung, der wunderbar kräftige, zu siegen in ihm über Trägheit und Furcht und jegliche Schwäche!

Mit dieser lebendig gewordenen Religiosität und der durch sie erzeugten Liebe ist es auch uns möglich, die kleinen und großen Pflichten des häuslichen Lebens treu erfüllend, auch in weitern Lebenskreisen mit fester und doch durchaus weiblicher Haltung das zu thun, was dort sonst Niemand thut, wenigstens Niemand so gut thun kann wie wir.

Und wenn wir nun zum Himmel aufschauen, ernst gelobend: Vater! Ich will, und du dort oben, segne es! so ist das mehr als nur eine Blume auf das Grab der Elisabeth Fry.

(Erzieherin.)

Schicksale eines noch lebenden jungen Schweizers.

(Aus dem Leben desselben, vom Herausgeber.)

1. Einleitung.

Wir wählen den Stoff zu unsrern Erzählungen vorzugsweise aus dem wirklichen Leben und suchen ihn so viel möglich auch für's praktische Leben zu bearbeiten. Daher folgen hier die Schicksale und mitunter höchst wunderbaren, kaum glaublichen und doch wahren Begebenheiten aus dem Leben eines noch lebenden, vielen unserer Leserinnen wohlbekannten jungen Schweizers. Wir können versichern, daß sie im Wesentlichen durchaus wahr sind; nur das, was im letzten Abschnitt erzählt wird, mag nicht ganz auf Wirklichkeit beruhen. Wir könnten zum Beweis der Wahrheit Namen und Orte aufs bestimmteste angeben, müssen es aber aus verschiedenen Rücksichten unterlassen. So wollen wir auch den Helden unserer Erzählung hier nicht bei seinem wahren Namen nennen, sondern ihn schlechthweg Jakob heißen.

Auch das Leben und die mitunter abenteuerlichen Schicksale unsers Jakobs geben Zeugniß von dem allgewaltigen Einfluß und den Wirkungen der Erziehung. Auch sie beweisen, daß selbst der beste Willen und die größten Opfer, welche Eltern für die Erziehung ihrer Kinder darbringen, nicht immer ausreichen, um die beabsichtigten guten Zwecke zu erreichen und daß auf dem pädagogischen Gebiete am einen Orte oft frevelnd wieder abgerissen wird, was am andern mühsam aufgebaut worden ist. Auch sie zeugen, daß es für die Jugend nicht leichtere, gefährlichere, und doch leider so allgemein ihr zusehende Feinde gibt, als — der Leicht-

sinn und die Sinnlichkeit, zumal wenn sie durch Beispiele und Verhältnisse genährt und begünstigt werden. — Auch sie lehren endlich, daß das Schicksal oft die beste Zuchtmeisterin ist, daß es eine Erziehung durch die Vorsehung gibt und daß eine unsichtbar waltende Hand den Menschen auf oft wunderbaren Wegen zu dem ihm vorgestellten Ziele führt. — Doch — schreiten wir zu unserer Erzählung!

2. Jakob's Herkunft und Eltern.

Ein liebliches, freundliches, etwas abgelegenes Alpenhäuschen ist Jakobs ursprüngliche enge Heimat. In einem einsamen Dörfchen daselbst beschäftigten und ernährten sich Jakobs Eltern mit Gast- und Landwirtschaft, Handel und andern Gewerben. Der Vater war ein baumstarker, körperlich und geistig kräftiger Mann, die Mutter aber physisch etwas schwächlich, doch geistig auch sehr begabt. Beide hatten keinen andern Unterricht genommen, als den, wie ihn die erbärmlich eingerichteten Schulen ihrer Zeit nur dürftig zu geben vermochten. Sie wuchsen etwas roh heran, doch schliff der Umgang mit Gebildetern bald vieles von ihrem ertigen Wesen ab und das praktische Leben erweiterte ihren Gesichts- und Erfahrungskreis nach und nach so sehr, daß sie die raffinirtesten, gewandtesten und einsichtsvollsten Geschäftsleute wurden. Der Vater war insbesondere auch ein angenehmer, unterhaltender Gesellschafter, ausgerüstet mit vielem Mutterwitz und beglückt durch einen meistens guten, heitern Humor, stets aufgelegt zu allerlei Scherzen und ergötzlichen Späßen. Auch die Mutter war im Umgang anziehend, gesprächig, höflich und fast einschmeichelnd. Beide vereinigten daher auch in dieser Beziehung Eigenschaften, welche sie besonders zu Wirths- und Geschäftsleuten befähigten. — Freundlichkeit, Zuverkommenheit, Höflichkeit, Gesprächigkeit, die Gabe, angenehm zu unterhalten, und d. gl. sind naamentlich bei Wirthsleuten sehr empfehlende, anziehende, beinahe unentbehrliche Eigenschaften. Oft läßt man sich in Wirthshäusern fast lieber noch sauern Wein, als saure Gesichter gefallen. Die Eltern unsers Jakob's waren also ausgemachte Wirthsleute. Mit Gastwirtschaft hatten sie, von ganz geringen pecuniären Hülfsmitteln unterstützt, gleich nach ihrer Verehlichung ihr Geschäftsleben begonnen und eine kleine Bäckerei damit verbunden. Es ging ihnen gut; sie hatten Glück und Geschick. Bald erweiterten sie ihr Geschäft durch einen Handel mit Zucker, Kaffee, Kleidungsstoffen und dergleichen gangbaren Artikeln. Nach und nach zogen sie Liegenschaften pacht- und kaufweise an sich, schafften sich Pferde und Rindvieh an, trieben auch damit einen guten Handel und erweiterten dergestalt ihre Verkehrs- und Erwerbsquellen mit dem besten, glücklichsten Erfolg. Kurz, sie wurden allmählig wohlhabend, ja am Ende ziemlich reich.

Zum guten Fortgang ihrer Geschäfte trug natürlich unendlich viel bei, daß sie so klug und so glücklich waren, sich meistens mit guten, treuen Dienstboten zu versehen. Sie wußten aber auch zuverlässige Knechte und Mägde an sich zu fesseln; selten trat ein Wechsel ein und immer trachteten sie treue Dienste nach Verdiensten zu belohnen. Die Hauptfache war freilich, daß sie selber mit unermüdlicher Thätigkeit und Hingabe den Geschäften oblagen, mit eigenen Augen sahen und mit eigenen Händen arbeiteten. Dies war besonders bei der Mutter der Fall. Sie bestätigte die Wahrheit, daß die Hausfrau die Seele einer Familie ist und daß es, wenn sie die Hauswirtschaft mit Verstand, Einsicht und Treue führt, im Hauswesen vorwärts geht. Sie war in der That unermüdet, verrichtete alle vorkommende Geschäfte und führte selbst die Buchhaltung, so schwer ihr auch das bei ihrer ziemlich vernachlässigten Schulbildung vorkam.

Was indessen ihr häusliches Glück nicht wenig trübte, sind die häufigen Zwistigkeiten, welche unter ihnen, zumal in den ersten Jahren, vorkamen. Der Vater war von einer etwas rohen, aufbrausenden Gemüthsart und die Mutter nicht minder heftig und eigenförmig. Zener war überdies ein wenig zum Trunke geneigt; nicht, daß er ein eigentlicher Trunkenbold war, aber doch guckte er gar gerne und oft, nicht selten zu tief, ins Glas, besonders in gleichgestimmten Gesellschaften und bei verführerischen Anlässen. Wenn er dann berauscht und spät nach Hause kam, ließ seine ungeduldige Ehehälftje ihrer scharfen Zunge freien Lauf, statt allen-

falls nothwendige und begründete Vorstellungen bei ihm in seinem nüchternen Zustande anzu bringen, und — der Hauskrieg brach aus. Ein Wort gab das andere, und von Worten kam es am Ende zu — Thälichkeit. Die eigenfinnige, aufgebrachte Frau wollte nicht schweigen und der Mann — nicht unter dem Pantoffel sein. Dann machte er vom Recht des Stärkern rohen Gebrauch, und die arme Frau kam nicht selten mit einem blauen Auge davon. — Doch auch im nüchternen Zustande gab es zuweilen dergleichen ärgerliche Auftritte. Ein böser Zufall genügte manchmal, das Feuer ins Dach zu bringen. Da ging's an ein Ausschelten und Hadern, wie es eben unter Chelenen nicht vorkommen sollte. Die stechende Junge und der Eigenfinn der Frau auf der einen und das rechthaberische, auffahrende, rohe Wesen des Mannes auf der andern Seite vertrugen sich wie Feuer und Wasser zu einander, und meistens setzte es Faust schläge ab; die unter keinen Umständen zu entschuldigen sind; denn Schande einem Manne, der sich an seinem schwächeren Weibe thäglich vergreift!

Im Ganzen aber führten die Eltern unsers Jakob's doch ein glückliches ehliches Leben, was nach dem eben Angeführten, ein Widerspruch zu sein scheint. Sobald sich bei ihnen die Stürme der Leidenschaften gelegt hatten, trat wieder Ruhe ein, oft für lange Zeit. Sie verziehen einander ihre Uebereilungen und lebten um so inniger miteinander. Namentlich in den letzten Jahren ihres irdischen Daseins herrschte unter ihnen ein beständiger und ungestörter Frieden.

3. Jakob's erste Erziehung.

Jakob's Eltern erzeugten in ihrer Ehe drei noch lebende Söhne, wovon unser Jakob der jüngste und talentvollste ist. In den ersten Jahren wandten sie der Erziehung derselben keine besondere Aufmerksamkeit zu, sondern ließen sie auf eine Weise heranwachsen, wie es bei der gleichen Leuten, welche keinen Begriff von der Nothwendigkeit und Wichtigkeit einer sorgfältigen frühzeitigen Erziehung haben, und Beschulung und Erziehung für identisch halten, — meistens der Fall ist. — So wuchsen denn auch ihre drei Knaben etwas verwahrlost und verwildernd heran; doch fehlte es am ernstesten Vorsatz und Willen der Eltern nicht, für deren Erziehung große Opfer zu bringen oder vielmehr, sie gut schulen zu lassen. Sie hatten an sich selbst den Werth und die Nothwendigkeit der im Leben unentbehrlichsten Kenntnisse und Fertigkeiten kennen gelernt, und ihr eigener Mangel daran war ihnen oft fühlbar genug, besonders dem Manne nicht nur bei seinem ausgedehnten Geschäftsverkehr, sondern hauptsächlich auch bei seinen Beamtungen, die ihm vermöge seines Ansehens und seiner allgemeinen Beliebtheit nach und nach übertragen wurden. Eben so fühlte die Frau bei ihrem Handel, ihrer Korrespondenz und Buchhaltung vorzüglich das Bedürfnis des fertigen Schreibens und Rechnens. „Ach,“ seufzten beide sehr oft, „ach, hätten wir in unserer Jugend den Schulunterricht haben und benutzen können, wie man ihn jetzt fast überall genießen kann! Aber wir wollen ihn doch unsern Kindern reichlich zu Theil werden lassen.“ — Und sie hielten getreulich Wort. Sie nahmen einen jungen Anverwandten, der sich für den Lehrberuf vorbereitet hatte, ins Haus. Er ertheilte nun den drei Knaben den ersten Unterricht. Dabei machte er aber große Mißgriffe, welche die natürlichen Folgen seiner eigenen Bildungsstufe, seines Temperaments, seiner Jugendlichkeit und Unerfahrenheit waren — Mißgriffe, welche überdies von den herrschenden Ansichten und Verhältnissen im Hause noch genährt und erhöht wurden. Er hatte einen, allerdings mitunter aus edeln Motiven entsprungenen und also läblichen Eifer, seine Schüler recht schnell und auf glänzende, sichtbare Weise vorwärts zu bringen; aber dieser Eifer war zugleich auch die Wirkung seiner eigenen Eitelkeit und seines Ehrgeizes, seiner Sucht nach Beifall und Ruhm. Seine kleine Schule glich einem kleinen Treibhaus. Die Knaben wurden mit Stunden überhäuft und mit Schularbeiten fast erdrückt. Sie mußten täglich 7 bis 8 und auch 9 Stunden am Schultisch sitzen und langweilen. Das hieß der eiferige junge Lehrer die Zeit wohl benutzen, und den Eltern, welche bei Allem das Einmaleins als Maßstab bei der Beurtheilung anlegten und jenen als einen Taglöhner betrachteten, den sie nicht umsonst bezahlen wollten, — war das viele

Lehren und Lernen auch recht. Nicht so sahen es die Knaben an. Sie wurden des unaufhörlichen Lesens, Schreibens, Rechnens und d. gl. bald satt, ja überdrüssig. Es stellte sich bei ihnen, besonders bei unserm lebhaften Jakob, nach und nach ein wahrer Ekkel vor den Schulbeschäftigungen ein. Da mußte durch Strenge und künstliche Mittel nachgeholfen werden. Der junge, feurige, etwas heftige Instruktor wandte allerlei, mitunter sehr harte und verkehrte Strafen an, die natürlich ihren Zweck ganz verfehlten. Selbst an Schlägen mit der Faust und dem Lineale, an Ohrenzupfen und Haarreissen, ließ er es, zumal wenn er im Zorn war, nicht fehlen. Die Eltern nahmen wenig Notiz von solchen Misshandlungen. Einmal wollten sie den Lehrer in der Schule allein Herr und Meister sein lassen. Das wäre ganz gut und verständig gewesen, wenn nur der Lehrer das Herrschaftsrecht vernünftig ausgeübt und die Meisterschaft verstanden hätte. Dann aber kümmerten sie sich auch aus Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit nicht darum. Das war unverantwortlich. Die Behandlung der Kinder soll den Eltern nicht gleichgültig sein. Sobald sie wirklich roh und zweckwidrig ist, sollen sie mit Ernst und Nachdruck dagegen auftreten, versteht sich, nur mit Besonnenheit und Weisheit. Nie aber sollen sie das Kind mit blinder Liebe und parteitischer Befangenheit in Schuß nehmen.

Beim Unterricht arbeitete unser Lehrer mehr auf den Schein, als auf das Wesen hin; auch ließ er sich dabei allzusehr von einer einseitigen Vorliebe für einzelne Lieblingsfächer verleiten. Er selbst besaß ein gutes Gedächtniß, er wußte eine Menge Länder- und Städtenamen auswendig, hatte die Zahl ihrer Quadratmeilen und Bevölkerung im Kopfe; — er führte eine ziemlich schöne Handschrift und konnte nicht übel zeichnen. Darauf bildete er sich nicht wenig ein, und das Alles sollten seine Schüler in möglichst kurzer Zeit vorzugsweise auch lernen. Die meiste Zeit und Aufmerksamkeit wurde also darauf verwendet. Der Lehrer erreichte seine Zwecke. Die Schüler konnten bald Buchstaben malen, und allerlei Zeichnungen nachzeichnen, daß es eine Augenlust war. Daran hatte der Herr Papa und die Frau Mama eine große Freude. Lehrer und Schüler wurden gelobt. So oft ein ausgezeichneter Gast kam, mußten die Knaben erscheinen und ihre Schreib- und Zeichenhefte vorweisen. „Seht, wie mein Jakobli schon schreiben und zeichnen kann!“ — hieß es dann. „Ei, der tausig, wie schön!“ hieß es dann wieder. „Da, Jakobli, thu B'scheid! Trink!“ Oder: „Da hast du einen Bazen!“ — So ging's alle Tage fort. Das hatte wenigstens den Vortheil, daß die Knaben nach und nach doch etwas mit Lust und einem Erfolg lernten. Es brachte aber außer einzelnen verderblichen Einwirkungen auf den Charakter noch die Nachtheile hervor, daß sie inzwischen Wichtigeres und Nothwendigeres versäumten, und sich frühzeitig gewöhnten, Nebendinge den Hauptfächern vorzuziehen, wie wir es bei unserm Jakob später sehen werden.

Außer dem Schreiben und Zeichnen war unserem Lehrer, wie gesagt, die Geographie auch ein Hauptfach. Was mußten da seine Schüler nicht Alles lernen! Und in der That war bald keine Stadt in ganz China und Japan, die sie nicht zu benennen und deren Einwohnerzahl sie nicht anzugeben wußten. Da mußte denn das Jakoble auch mit der Landkarte zu den Gästen hin und ihnen zeigen und sagen, welches die Hauptstadt von Portugal und England sei. Voll Stolz auf seine ungeheure Gelehrsamkeit, erlaubte er sich dann wohl gar mit den erstaunten Bewunderern derselben, selbst mit seinem Papa, ein Gramen anzustellen. „Wo ist Xito? Wie heißt die Hauptstadt von Paraguay?“ Solche und ähnliche Fragen richtete er dann in Menge an sie. — Wenn sie sie natürlich nicht gleich beantworten konnten, so dozierte er ihnen mit stolzem Selbstgefühl vor. — Wenn er etwa einmal an einen unrechten Mann kam und der Stiel umgekehrt wurde, wenn er besonders über sein Vaterland oder über seine Heimatgegend Auskunft geben sollte — dann freilich stund er am Hag und bewies, daß er hier weniger, als in der Fremde — zu Hause sei. — So ward es auch mit der Naturgeschichte und fast allen andern Fächern der Fall. — Vom Rhinoceros und Condor, vom Hayfisch und Crocodill, von der Ceder und dem Diamant, wußte er recht viel zu schwatzen, aber von den

meisten einheimischen Thieren, Pflanzen und Mineralien hätte er auch nicht die dürftigste Beschreibung machen können. Dies war, beiläufig gesagt, freilich auch bei seinem Lehrer der Fall; — so bewandert er sonst dem Schein nach in der Naturgeschichte war, so kannte er doch viele der gewöhnlichsten inländischen Bäume, Gesträuche, Kräuter und Steinarten nicht einmal dem Namen nach. — Zu der angedeuteten Oberflächlichkeit und Verkehrtheit bei der Behandlung einzelner Unterrichtsfächer kam noch der Hauptfehler, daß er mit seinen Schülern alles und allerlei, überhaupt zuviel und zuvielerlei, auf einmal trieb. Da wimmelte es in seinem Stundenplan von Unterrichts- und Uebungsgegenständen. Da waren wie Kraut und Rüben untereinander geworfen: Religions- und Sittenlehre, Gesundheits- und Anstandslehre, Körper- und Seelenlehre, Lesen und Deklamiren, Schönschreiben und Zeichnen, Grammatik, Styliübungen und Orthographie, allgemeine und vaterländische Geschichte, Zoologie, Ornithologie und Botanik, Mythologie und — Verfassungskunde, Landwirthschaft und eine Menge dergleichen Dinge, eracht wie man es heutzutage in den vielen niedern und höhern Volksschulen leider antrifft. — Daß dabei Zeit und Kräfte des Lehrers und der Schüler zersplittert wurden und nur eine seichte, oberflächliche, aufblähende Vielwisserei, ein klumperkleines Etwas von Allem und im Ganzen ein — Nichts herauskam, ist begreiflich und natürlich. Es verhält sich mit dem Geist wie mit dem Magen: Zuviel und zuvielerlei ist unverdaulich und ungesund. Das Zuviel übersättigt und das Zuvielerlei zerstreut und verflacht.

Was endlich noch den guten Erfolg des unserm Jakob und seinen Brüdern ertheilten Unterrichts hemmte, ist, daß sowohl den Schülern als dem Lehrer die nöthige Zeit zur Erholung und Vorbereitung fehlte. Die meisten Stunden des Tages füllte, wie schon bemerkt, der ordentliche Unterricht aus. In der übrigen Zeit mußten die Knaben in der Haus- und Landwirthschaft behülflich sein, oder sie tummelten sich mit den Pferden, woran sie eine große Freude hatten, und unter andern Zerstreuungen zwecklos herum. Wenn ihnen der Lehrer etwa Aufgaben für die Nebenzeit gab, so war diese zu beschränkt dazu, oder sie fühlten sich, nach einer 8- bis 9-stündigen Schullangweilerei, sehr verzeihlich, dazu nicht mehr aufgelegt. Wenn sie dieselben dann, aus Furcht vor der Strafe, noch etwa lösten, so geschah es auf eine höchst flüchtige Weise. Eigentlich arbeiten lernten sie nicht, am allerwenigsten selbstthätig und selbstständig. — Der Lehrer wurde außer der Schulzeit ebenfalls für fremdartige Geschäfte in Anspruch genommen. Er mußte namentlich einen großen Theil der Correspondenz und Buchhaltung seines Herrn Betters und der Frau Baas besorgen, was ihm beinahe seine ganze, ohnedies sehr beschränkte Muße wegnahm.

Einen eigentlich erzieherischen Einfluß auf die Knaben übte der Lehrer nicht aus. Er hatte sich keinen vorgesetzt, wäre dazu auch nicht befähigt gewesen, und ein solcher hätte unter den obwaltenden Verhältnissen jedenfalls nur sehr gering sein können. Er hatte noch keinen rechten Begriff von dem Unterschied der Erziehung und des Unterrichts; es war ihm nicht klar, daß dieser nur ein Mittel — freilich ein Hauptmittel — für jene ist, und von der Wichtigkeit, wie von den Schwierigkeiten der eigentlichen Erziehung, hatte er kaum eine Ahnung. Wenn er aber auch die innere Befähigung eines Erziehers gehabt hätte, so würde er doch in einem Hause, wo Alles (Knechte, Mägde, Gäste &c.) miterzieht, — als solcher nicht viel gewirkt haben. —

In pädagogischer Hinsicht ward im Allgemeinen und Besondern auf die Knaben in ihrem elterlichen Hause vielfach sehr nachtheilig eingewirkt; doch sind auch sie sprechende Zeugen, daß auf kräftige menschliche Naturen gar Vieles einstürmen muß, bis sie ganz unterliegen und daß Zufall und Erziehung — letztere oft unbewußt — häufig wieder ein Gegengift anwenden.

Schon gleich nach der Geburt der Kinder ließ sich die Mutter bei der Behandlung derselben in vielen Punkten mehrere naturwidrige Mißgriffe zu Schulden kommen, freilich ihr unbewußt, weil dem herkömmlichen Schlendrian und den eingehaussten Vorurtheilen folgend. Wir wollen hier Einiges davon kurz erwähnen.

Unser Jakob z. B. war zur kalten, rauhen Winterszeit geboren. Statt nun mit der Taufe bis zum Eintritt von wärmern Tagen abzuwarten oder sie, wie es die Landesgesetze erlaubten, doch in der warmen Stube vornehmen zu lassen, ward das zarte, neugeborne Kind schon am dritten Tage nach seiner Geburt — weil's gerade Sonntag war — in die Kirche getragen und dort mit ziemlich kaltem, statt gehörig laulichem Wasser getauft. — Ferner wurde es nachher lange in Windeln fest eingewickelt und also in eine peinliche, unnatürliche Lage versetzt. — Auch das nachtheilige starke Wiegen und der nicht minder nachtheilige, eckelhaftie Zulp (Küller, Ratscher, Lutschg) wurden nach herkömmlicher Sitte angewandt. Dann wurde ihm bald auch der gewöhnliche Milch-Mehlbrei (Pappe) eingestopft, nicht selten zur vollen Uebersättigung, nicht bedenkend, daß der Magen des Kindleins noch ein Mäglein ist und nicht zu einem Maltersack erweitert werden soll. Endlich fanden gar viele Verstöße bei allerlei vorgefallenen Kinderkrankheiten statt, Verstöße, die wir hier, um Weitläufigkeit zu vermeiden, nicht anführen wollen.

Im späteren Kindes- und Knabenalter wurden mehrere diätetische Fehler begangen. Da ward der Magen des Bübchens alle Augenblicke voll gestopft und das nicht bloß mit gewöhnlichen, einfachen Nahrungsmitteln, sondern häufig auch mit Zuckerzeug und anderm Naschwerk, mit starkgewürzten und andern, den Gaumen kitzelnden, die Sinnlichkeit erweckenden und reizenden Speisen. Ja sogar Wein ward ihm dargereicht, später nicht selten im Uebermaß, zuweilen von zwar wohlwollenden, aber unverständigen Gästen. — Bedenklich war es auch, daß die heranwachsenden acht-, zehn- und zwölfjährigen Knaben häufig auf den Pferden reiten durften, bedenklich — nicht wegen der damit verbundenen Gefahr, sondern vielmehr aus einem andern, leicht zu errathenden Grunde. —

In moralischer Hinsicht fanden ebenfalls frühzeitig allerlei nachtheilige Einflüsse statt. Die zuweilen sehr heftigen Ausbrüche zwischen Vater und Mutter mußten die schlimmsten Eindrücke auf die Kinder machen; denn die Eltern hatten die Unvorsichtigkeit, ihren Leidenschaften oft in Gegenwart derselben freien Lauf zu lassen. Höchst nachtheilig waren ferner die unbesonnenen Ausdrücke und schlüpferigen Reden, die albernen Erzählungen von Hexen und Gespenstern, — welche die aufmerksam horchenden Jungen häufig aus dem Munde des Gesindes, der Gäste und selbst der Eltern hörten. Ueberhaupt sahen und hörten sie in ihrem Hause manchmal Dinge, welche der unschuldigen, nachahmungssüchtigen Jugend eben nicht zu Gesicht und Gehör kommen sollten. — Ein Glück war es jedoch für die guten Kleinen, daß ihre Eltern nie verdorbene Dienstboten hatten, die sie leicht zu allerlei Bösem hätten verführen können, und daß das Gasthaus überhaupt keinerlei Unsitthkeiten und Schlechtigkeiten offen stand. —

So viel über die früheste Erziehung und den ersten Unterricht Jakobs und seiner Brüder!

4. Jakob im X... schen Institut zu A...

So zufrieden auch die Eltern mit den Leistungen des Lehrers und den Fortschritten ihrer Söhne waren, so glaubten sie jetzt doch, der Zeitpunkt sei da, wo man diese in ein „Institut“ thun müsse, wo sie „Französisch“ lernen könnten. Auch die Schüler waren zu der Meinung gebracht, daß sie bei ihrem bisherigen Lehrer wohl nicht mehr viel lernen könnten, und sogar dieser legte bei sich selbst das Geständniß ab, die Schäze seiner Weisheit und Kunst bei ihnen nun erschöpft zu haben. — Ueber die Bestimmung der Knaben war man noch nicht recht einig; man wollte sie vernünftigerweise der Neigung und späteren Entscheidung der letztern überlassen; doch nach dem Wunsche der Eltern sollte der älteste ein Wirth, der zweite ein Handelsmann und der jüngste, also unser Jakob, ein Geistlicher oder „Doktor“ werden. Für einmal war es nach den Begriffen des Vaters und der Mutter, Hauptzache, daß sie „Französisch“ lernten. „Sparen wollen wir an unsern Buben nichts“, sagten sie; wir vermögens Gottlob so gut als dieser und jener, sie in ein Institut zu thun, und sollte es uns jährlich auch tausend Gulden kosten.“ Kurz, der Entschluß ward gefaßt, sie einer Anstalt zu übergeben; nur über die Auswahl

einer solchen waren sie unschlüssig. Es wurden ihnen von Freunden und bekannten allerlei Institute empfohlen und die Prospekte derselben eingehändigt. Wenn sie diese miteinander verglichen, so gaben bei ihnen hauptsächlich die Aufnahmsbedingungen den Ausschlag. Je niedriger das Schul- und Kostgeld darin angesetzt war, desto vorzüglicher war nach ihrer Meinung die Anstalt, nicht bedenkend, daß, was nicht viel kostet, in der Regel auch nicht viel werth ist. Freilich gibt es andererseits nicht selten Anstalten, welche bei einem hohen Pensionspreis bei weitem nicht das leisten, was andere bei einem sehr mäßigen. — Genug, unsere Eltern schauten aus ökonomischen Gründen einmal auf Wohlseinheit. — Eines Tags fand sich einer ihrer Geschäftsfreunde aus A... bei ihnen ein, als sie eben wegen der Versehung ihrer Knaben Rath hielten. „Ci der tausend“, rief derselbe aus, „da besinnt euch nicht lange, übergebt sie meinem Better! Der hat ein Institut, wie's weit und breit keines gibt. Das Kost- und Lehrgeld beträgt jährlich nur 16 Louisd'or. Dafür können die Burschen Deutsch und Französisch, Griechisch und Lateinisch, kurz, was sie nur wollen, aus dem Fundament lernen.“ Diese Empfehlung wirkte. Die Eltern entschlossen sich, ihre Knaben der X...schen Anstalt zu übergeben; doch meinte der Vater, Herr X... sollte, in billiger Berücksichtigung, daß drei Brüder gleichzeitig miteinander eintreten, vom gewöhnlichen Pensionspreis etwas nachlassen. „Das überlässt nur mir“, fiel der Geschäftsfreund ein, und in der That bewirkte er bei seiner Heimkehr, daß Hr. X... für alle drei Knaben jährlich nur 45 statt 48 Dr. festsetzte. — So kamen die Knaben ins X...sche Institut nach A... Die Mutter begleitete sie selbst dahin. Sie ward natürlich überaus gut und freundlich empfangen. Die Tafel war bei ihrer Anwesenheit reichlich besetzt und aufs beste bestellt. Das tröstete sie nicht wenig. Sie dachte nicht daran, daß die gewöhnliche tägliche Kost wohl etwas magerer sein möchte. — Sie ward in den schönsten Zimmern herumgeführt. Alles gefiel ihr, nur im Schlafsaal fand sie die Betten zu zahlreich und zu enge beisammen. Am Abend wurde sie mit Musik unterhalten. Die Knaben mußten auf dem Klavier und Violin spielen, Flöten blasen, singen und declamiren, daß die gute Frau bald glaubte, der Himmel hänge voll Bassgeigen. Es wurden ihr ferner die Schreib- und Zeichenhefte der Zöglinge vorgewiesen. Bei Tische und beim Unterricht, dem sie auch beiwohnte, hörte sie fast nur französisch sprechen. Das klang ihr angenehm in die Ohren. Vergnügt und zufrieden kehrte sie wieder nach Hause. Sie konnte ihrem Manne nicht genug erzählen, was sie in der Anstalt Alles gesehen und gehört habe. Die Knaben seien da wohl sehr gut aufgehoben. Da könne etwas aus ihnen werden. Auch der Vater bereute die Versehung nicht. „Fünfundvierzig Louisd'or jährlich ist ja ein Bagatell!“ sprach er. Aber bald kamen noch fünfundvierzig Louisd'or dazu und der knappe Hausvater begann sich hinter den Ohren zu kratzen. Kaum waren die Knaben in der Anstalt, so hieß es, sie sollten sich auch neue Uniformen anschaffen, wie alle übrigen Zöglinge; sie müssen, wie diese, militärische Exercitien durchmachen. — „Ja, ja,“ sprachen die Eltern, „sie sollen Uniformen haben; wir vermögen's so gut als Andere sie zu bezahlen.“ Es mußten also Uniformen herbei. Der Schneider hatte gute Ernte. Bald war dem Herrn Papa der Conto zugeschickt. Da war eine ellenlange Rechnung für „feines grünes Tuch“, für superfeines rothes Tuch, für Kannevas und anderes Futter, für „Wattirung“ und d. gl. m., „für vergoldete gelbe Knöpfe“, für „Façon“, und Macherlohn z. z., daß es dem Herrn Papa und der Frau Mama die Augen vor den Kopf trieb. — So folgten andere, ähnliche Rechnungen. Für „Musik-, Tanz- und Fechtstunden“ mußte extra bezahlt werden. Die Knaben mußten natürlich Alles mitmachen; die Eltern willigten ein und wollten andern nicht nachstehen. Herrn X... war es daran gelegen, daß seine Zöglinge „vielseitig“ gebildet würden und daß seiner Anstalt durch militärische Paraden, durch Concerte, Bälle, Assauts d'armes und d. gl. Glanz verliehen würde. — Genug, die vierteljährlichen Rechnungen für allerlei „Extra“ und Extravagantes beließen sich am Ende viel höher, als das ordinäre Lehr- und Kostgeld. Die Eltern mußten sich darein schicken und — hatten sie einmal A gesagt, auch B sagen bis Z. — Dazu kamen noch

Klagen von Seite der Knaben über — Hungerleiden, theils begründet, theils auch nicht. Sie waren von Haus aus des guten, ja übermäßigen Essens und Trinkens gewöhnt. Sie befanden sich überdies in den Jahren des Wachstums, wo die Natur ihre Rechte fordert. Was ihnen nun an der Tafel der Anstalt gereicht wurde, reichte zur Befriedigung dieser ihrer theils wirklichen und theils eingebildeten Bedürfnisse nicht hin. — Sie schrieben nach Hause, klagten über Mangel und — verlangten Geld. Der Herr Papa, dem die anderweitigen großen Rechnungen und Auslagen schon lange Gesichter verursachten, fand sich nicht weniger als bereitwillig, dem Verlangen seiner Söhne zu entsprechen. Die weichherzigere Frau Mama aber — war schon geneigter dazu. Sie übersandte den „lieben hungerleidenden Studenten“ heimlich bald ein Packet Würste und bald einige Thaler. Welchen Gebrauch die jungen, unerfahnen, mitunter etwas leichtsinnigen Bürschchen dann von diesem Gelde machten, ist leicht zu errathen. Das Geld ist nicht nur für junge, sondern selbst für ältere Leute oft ein gefährlicher Versucher. Es ist allerdings wichtig, daß man dessen Werth frühzeitig kennen und schätzen, aber auch, daß man es gehörig anwenden lerne. —

Der nachtheiligen pädagogischen Einflüsse und Einwirkungen im X...schen Institut gab es indessen sonst noch viele. Es gehört halt gar Viel und Vielerlei zu einer Anstalt, bis sie auch nur den dringendsten Forderungen der Pädagogik entspricht. Ein Erziehungshaus muß vor allen Dingen eine gesunde, freundliche, etwas isolirte, von allem störenden, fremdartigen Einflüsse freie Lage und eine bequeme, geräumige, frohmüthige, erheiternde innere Einrichtung haben. Dies war hier nicht ganz der Fall. Das Haus lag mitten in der Stadt, umgeben von Wirthshäusern, Pintenschänken und allerlei Läden. Da gab es für die jungen Leute, trotz der strengsten Aufsicht, allerlei Versuchungen und Anlässe, ihre Bäzen anzubringen, ihre lusternen Gaumen zu befriedigen und mit Manchem bekannt zu werden, was ihnen für die Gegenwart und Zukunft von großem Nachtheil war. — Am meisten kommt es indessen in einer Erziehungsanstalt natürlich auf die Beschaffenheit des sie leitenden und beherrschenden Personals an. Auch hierin ließ das X...sche Institut Vieles zu wünschen übrig. Herr X... gehörte zwar immerhin zu den bessern und vorzüglichern Lehrern und Erziehern; doch fehlten ihm manche wesentliche Eigenschaften. Er war für seinen Beruf allerdings gründlich vorbereitet und herangebildet worden; er besaß schätzbare Kenntnisse, besonders in der Philologie, aber es fehlte ihm doch die innere, höhere Weihe für den hochwichtigen Erzieherberuf, jene ausdauernde Begeisterung und beständige Hingebung. Er selbst gab sich außer den Unterrichtsstunden zu wenig mit der ihm anvertrauten Jugend ab; er ward durch mannigfaltige Zerstreuungen des Stadtlebens und durch allerlei Ansprüche, die das öffentliche und bürgerliche Leben auf ihn machten, von seiner Hauptbestimmung zu sehr und zu oft abgeleitet; er überließ daher die Aufsicht und Leitung der Zöglinge, so wie einen großen Theil des Unterrichts, meistens jungen, unerfahnen, unzuverlässigen Gehülfen. Auch an seiner Gattin hatte das Haus nicht diejenige Stütze, welcher es bedurft hätte. Sie war zwar eine gute Wirthschafterin, aber leider keine — Erzieherin. — Als Lehrer ließ sich Herr X... ganz ähnliche Fehler, wie der oben bezeichnete Informator unserer Knaben, zu Schulden kommen: das übersättigende Zuwiel und verflachende Zuwiederlei, eine nachtheilige Einseitigkeit und eine auf täuschenden Schein berechnende Abrichtung. Zu diesen Fehlern verleiteten ihn theils eigene Vorurtheile und theils die oft unsinnigen Forderungen der Eltern und der Mode, oder es nöthigten ihn dazu auch allerlei Umstände, welchen er nicht Meister werden konnte. — Er war, wie gesagt, in der Philologie ziemlich stark und hatte eine große Vorliebe dafür. Er hätte alle seine Schüler auf einmal zu lauter Griechen und Lateinern, Franzosen und Italienern machen mögen und mit jedem trieb er, wenn nicht die Eltern förmliche Einsprache dagegen erhoben, gleichzeitig zwei bis drei fremde Sprachen. — Daz er im Allgemeinen auf blendenden Glanz und trügerischen Schein hinarbeitete, haben wir schon gesagt. Er mußte es zum Theil, oder vielmehr, er ward dazu verleitet; die Welt will halt betrogen sein. Diejenigen Privatan-

stalten, welche dieses am besten verstehen, machen nicht selten auch am ehesten ihr Glück. — Endlich hinderte ihn besonders der Umstand an der Einführung eines guten, jeder Individualität anpassenden Unterrichtsplans, daß er Jöblinge von jedem Alter und zu jeder Zeit, so wie von der verschiedenartigsten Vorbereitung und Bestimmung annahm und — wenn er bestehen wollte — auch annehmen mußte. So ist uns ein Fall bekannt, daß beim Eintritt eines Knaben, der sogleich französisch lernen sollte, keine niedere französische Klasse war, als eine, die den Telemach übersegte. Um mit dem Anfänger nicht eine eigene Klasse zu bilden, mußte, oder vielmehr sollte derselbe sich gleich ans — Uebersezen des Telemachs machen! — Was der Anstalt hauptsächlich fehlte, ist endlich der das ganze Leben und den gesamten Unterricht durchwehende Geist der Religiosität. Wir meinen natürlich nicht jenes süßelnde, frömmelnde, scheinheilige Wesen; nein, wir sind denselben so abhold, als dem Unglauben und der Frivolität. Es fehlte auch da nicht an Religionsunterricht und religiösen Uebungen; allein sie waren doch nicht von dem Einfluß und der Beschaffenheit, daß sie dem Wesen der Jöblinge für ihr ganzes Leben eine höhere Weihe zu geben vermochten. Und doch — was ist der Werth des Menschen ohne eine durch Glauben und Gottesfurcht geheiligte Sittlichkeit?

Es geht wohl aus obiger abrissweisen Darstellung der X...schen Anstalt klar hervor, daß da unsere Knaben nicht am besten placirt waren. Das kam auch ihren Eltern schon nach dem Empfang der ersten und zweiten Quartalrechnung vor; doch keineswegs, weil sie etwa die vielen pädagogischen Gebrechen derselben einzusehen vermocht hätten, sondern einzig, weil die mannigfaltigen und großen Kosten den Beutel zu sehr in Anspruch nahmen. Das Bittere des Inhalts der Kosten-Noten ward aber durch den Inhalt der Zeugnisse versüßt, welche denselben jedesmal beigelegt wurden. Da lautete es von sehr „befriedigenden Fortschritten“ in diesem Fach, von „ausgezeichneten“ in jenem, von „Fleiß“, „gutem Betragen“ und d. gl. Indessen meinte der Vater doch schon nach einem Jahre, daß wenigstens die beiden ältesten Knaben für ihren fünfzigen Beruf genug gelernt haben sollten und auch genug gekostet hätten. Ebenso hielt die Mutter dafür, daß sie jetzt befähigt sein sollten, ihr in der Wirthschaft und im Handel beizustehen. Es ward also beschlossen, sie zurückzunehmen. Aber da gab es ernste Einwendungen von H. X... und seiner Frau. „Was“, hieß es, „ihr wollt uns die lieben Knaben schon wieder entreißen, jetzt, wo sie eben am besten Lernen sind und die meisten Fortschritte machen? Es wäre ja Schade um das bis jetzt an sie gewandte Geld. Nein, nein, ihr vermöget sie wohl noch länger zu schulen. Das Kapital, welches man für die Erziehung der Kinder verwendet, ist am besten angelegt; es verzinset sich in Zeit und Ewigkeit. — Lasset die Knaben wenigstens noch ein Jahrchen bei uns!“ — Auch der oben erwähnte Geschäftsfreund mischte sich wieder ein; auch er sprach den Eltern auf ähnliche Weise zu. Es half nicht viel; doch so weit ließen sie sich bereden, einstweilen nur den ältesten Knaben zurückzunehmen.

Was in der Anstalt sich weiter zugetragen und wie es darin ferner zu- und hergegangen, wollen wir übergehen. Wir bemerken einzig noch, daß unser Jakob im Ganzen vierthalb Jahre darin blieb und in dieser Zeit mit mehr oder wenigem gutem Erfolg unterrichtet und geübt wurde in der Religion, deutschen, lateinischen, französischen und italienischen Sprache, in den mathematischen und andern Realfächern, im Schreiben, Zeichnen, Malen, Singen, Flötenblasen, Hornblasen, Tanzen, Fechten und d. gl. — Die meiste Zeit, besonders in den Nebenstunden, verwendete er aufs Zeichnen und Musiziren. An den mit vielem Gepräng veranstalteten öffentlichen Prüfungen etwas Augenfälliges vorlegen und sich hören lassen zu können; oder dem „caro papa“ und der „chère mama“ etwas Hübsches aufs Neujahr oder zum Namenstag nach Hause zu schicken, um dafür Lob und Geschenke zu ernten — das spornte ihn hiezu an. Indessen mußte es einmal entschieden werden, welchem Berufe er sich widmen wolle. Zum geistl. Stande hatte er durchaus keine Lust. Nach langem Bedenken entschloß er sich auf den Wunsch seiner Eltern — Mediziner zu werden. — Ein vieljähriger Freund seines Vaters, ein

ausgezeichneter Arzt in St... erbot sich, den Knaben unter billigen Bedingungen zu sich nehmen und ihm Anleitung zu den nöthigen Vorstudien geben zu wollen. — Das Anerbieten ward freudig angenommen und unser Jakob also zu Herrn Dr. H... in St... versetzt. Dieser fand aber bald, daß er sich bei seinen ausgedehnten Berufs- und Amtsgeschäften mit dem jungen Menschen zu wenig befassen könne und daß es diesem noch zu sehr an Selbstthätigkeit fehle. Er riehth daher wohlmeinend zu einer Versezung. Die neue Hochschule in Zürich war eben im Entstehen. Herr H... interessirte sich sehr dafür und wies ihr in den besten Absichten einige junge Leute zu. So auch unsern Jakob, übersehend und nicht bedenkend, daß er dafür noch nicht reif sei.

5. Jakob auf der Hochschule in Zürich.

Jakob kam also zunächst auf die Hochschule nach Zürich, aber, wie angedeutet, noch viel zu unreif. Er war erst 17 Jahre alt, von Natur lebhaft, sinnlich, flüchtig und leichtsinnig, ohne daß ihn eine weise Erziehung gegen seine gefährlichsten Feinde mit schützenden Waffen ausgerüstet hatte. Schon bei Herrn Dr. H... in St... freute er sich, des ihm lästigen Schulzwanges, worüber er sich freilich in St... nicht sehr zu beklagen hatte, losgeworden zu sein und er machte nicht immer einen guten Gebrauch von seiner Freiheit. In Zürich aber, bei gänzlicher Ungebundenheit, die ihm nun geworden, fühlte er sich auf einmal wie im Elysium. Es war allerdings eine Art Paradies für ihn; wenigstens gab es da auch Eva und verbotene Früchte. Jakob war also Student und bald mit dem herrschenden Comment vertraut. Ein neuer Studentenrock vom feinsten Tuch — ein großer, gestickter, umgeschlagener Hemdkragen — eine kleine weiße, rothbordirte Mütze, die er geschickt aufs rechte Ohr zu setzen wußte — ein gewaltiger Ziegenhainer an der rechten Hand — eine lange, bis an den Boden reichende Tapakspfeife mit ungeheueren Quasten — ein an der Brust herabhängender gestickter Tabaksbeutel — und eine Brille auf der Nase bildete ihn, wenigstens dem Aeußern nach, schon zu einem ausgemachten Studenten. Doch muß, in Bezug auf die Brille, zu seiner Ehre gesagt werden, daß er sie nicht etwa aus Modesucht oder Eitelkeit, sondern aus Bedürfnis trug, nicht etwa nach Art vieler Gecken, um sich dadurch ein gelehrtes Ansehen zu geben; denn er war wirklich kurzsichtig, wovon die Hauptursache in seinen bisherigen Schulen zu suchen ist; die Lehrer hatten seiner körperlichen Haltung beim Lesen, Schreiben und Zeichnen zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und so gewöhnte er sich frühzeitig daran, Bücher, Schriften, Zeichnungen u. dgl. dem Gesichte zu nahe zu bringen. Daraus entstand seine Kurzsichtigkeit.

In Zürich ward er bei einer alten Kostgeberin, welche fast ganz erwachsene Töchter hatte, einlogirt. Herr Dr. H..., der noch immer väterlich für ihn sorgte, riehth ihm zwar einen andern bessern Kostort an; allein es zog ihn um so mehr dorthin, als sich auch noch drei andere, zum Theil ihm bekannte Studenten daselbst befanden. Zudem gab das von seinen Eltern eben nicht immer wohlgewandte Sparsystem auch hier den Ausschlag. Sie schauten auf Wohlfeilheit; um alles Uebrige bekümmeren sie sich weniger. In der That erhielt Jakob bei jener Kostgeberin Kost und Logie um ein Bedeutendes wohlfeiler als an dem von Herrn H... ihm empfohlenen Kostort. Dagegen ward er zu allerlei Ausgaben verleitet, welche das Kostgeld um mehr als das Dreifache überstiegen, nicht zu gedenken des großen Schadens, den er da sonst, besonders in moralischer Hinsicht, erlitt. Die Kostgeberin war schlau und auf ihre Vortheile erpicht. Ihre ziemlich reizenden Töchter hatten viele Künste der Mutter abgelernt; so wußten besonders die Liebesrollen recht gut zu spielen. Es ging in dem Hause bunt zu; nicht, daß wirkliche Unsittlichkeiten stattfanden; aber doch ereigneten sich da Geschichten und waren Vergnügungen und Unterhaltungen eingeführt, welche der Moralität und dem Studienfleiß der Studenten nicht förderlich waren und ihre Beutel, ihre Zeit und Gesundheit nicht wenig in Anspruch nahmen. Da gab es, in Verbindung mit andern ähnlichen jungen Leuten, Partien auf Partien, Hausbälle und öffentliche Tänze, Pfänder- und Kartenspiele, See- und Schlittenfahrten, kleinere und

größere Spaziergänge in Menge. Auch hatten die Studenten die Artigkeit, ihre freundlichen Hausgenossen öfter ins Concert oder Theater zu führen. Das Alles kostete Geld, viel Geld und Zeit, ja vielleicht noch größere Opfer. Das Schlimmste war, daß unser Jakob hier auch zum Spielen verleitet und daran gewöhnt wurde. Zwar hatte er das Kartenspiel schon im elterlichen Hause und später in A... kennen gelernt und lieb gewonnen; ja während seines Aufenthalts im X...schen Institut hatten gewissenlose Leute wohl gar die Unverantwortlichkeit begangen, die Knaben hinterrücks förmlich dazu zu verführen, um ihnen einige Buben abzugewinnen; — aber hier in Zürich wurde es ihm vollends zur Leidenschaft. Anfangs spielte er mit seinen Kameraden nur zum Zeitvertreib, bloß um Kleinigkeiten, nach und nach aber ging's ans — Gewinnstspielen. Jenes wäre natürlich erlaubt und in gehörigen Schranken unschädlich gewesen. Jeder Mensch liebt mehr oder weniger das Vergnügen, den Zeitvertreib, das Spiel. Aber zur Unzeit, hoch und betrügerisch zu spielen ist sündlich, schändlich. Betrügerisch spielte zwar Jakob nicht, aber sonst war ihm das Spielen zur Leidenschaft und, wie wir vielleicht später sehen, theilweise zum Verderben geworden. Auch hier in Zürich opferte er demselben nicht nur manche kostbare Stunde, die er einer edler Unterhaltung, einer nützlichen Beschäftigung, dem ernsten Studium oder der nächtlichen Ruhe hätte widmen sollen; sondern es lockte ihm auch manchen Thaler aus der Tasche. Das Gewinnspiel ist eines der ärgsten Raubthiere mit einem gefährlichen Halsfischrachen. Wenige kommen aus ihm so glücklich, wie Jonas, heraus.

Daß noch eine andere, weit größere Gefahr, gleich einer unter Rosen verborgenen Giftpflanze, unsern Jakob in diesem Hause bedrohte, ist nach dem Personale zu schließen und zu errathen, welches sich da zusammen fand. Die Kostgeberin hatte, wie oben bemerkt, zwei Töchter, ungefähr von Jakobs Alter. Sie waren ziemlich schön, reizend, einschmeichelnd und gefällig; doch glücklicherweise nicht ganz verdorben und keineswegs auf die niedrige Stufe der gemeinen Coquetterie herabgesunken. Allein es bildete sich unter den hier zusammen lebenden jungen Leuten, bei ihrem täglichen Umgang, bei ihren gemeinschaftlichen Vergnügungen, ihren Pfänderspielen, ihren Spaziergängen beim Mondschein u. dgl. nach und nach eine Annäherung und Vertraulichkeit die leicht zu Weiterem und Höchstgefährlichem führen konnten. Die schlaue Kostgeberin betrachtete ihre Töchter gleichsam als Magnete, welche geeignet wären, junge Leute herbeizuziehen und zu fesseln. Sie mochte überdies auch für die ferne Zukunft ihrer Berechnungen machen; es lag vielleicht in ihrem Plan, einen der reichern Kostgänger wohl gar zu ihrem Schwiegersohn zu machen. Sie rechnete und planirte nicht ganz falsch. Gerade unser Jakob zog mitunter der artigen Töchter wegen diesen Kostort vor. Es waren bei ihm Neigungen und Triebe erwacht, die in diesem Alter besonders stark sind und leider früh in ihm geweckt wurden. Schon in seiner Kindheit ward er durch unbesonnene Neuerungen seiner Umgebung, sogar der Eltern, auf Dinge aufmerksam gemacht, welche ihm noch lange hätten unbekannt bleiben sollen. Kaum war er dem Kindesröcklein entwachsen, so sprach man mit ihm schon vom „Schäzelein“ u. dgl. Die Mutter empfahl ihm nicht selten, theils im Scherz und theils im Ernst, auf eine „schöne, reiche Frau“ zu halten. Auch der Vater, die Dienstboten, Nachbarn und Gäste redeten ihm auf ähnliche Weise zu. Kein Wunder, daß er schon in A..., kaum 14 Jahre alt, mit jungen Mädchen liebäugelte und in jedem zierlichen Jüngferlein, das freundlich mit ihm that, sein künftiges Weibchen erblickte. Doch zu ernsten Liebeleien kam es freilich damals bei ihm noch nicht. Jetzt aber, in Zürich, glimmt der Funken, welcher frühzeitig in seinem Herzen angezündet worden, immer stärker fort und entwickelte sich allmählig zu einer hellen Flamme. Louise — so hieß eine jener Töchter — stach ihm immer mehr in die Augen. Auch sie schenkte ihm vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit. Es entstand also ein eigentliches Liebesverhältniß zwischen diesen jungen Leuten, welches die Mutter gerne sah und gesittentlich förderte. Sie schienen einander unentbehrlich geworden zu sein; fast ständig waren sie beieinander, schäckerten, scherzten und versüßten sich die Augenblicke. Kein Geburtstag, kein Namenstag und überhaupt kein Anlaß

ging vorüber, wo sie einander nicht durch Geschenke zu erfreuen suchten. Da war Jakob besonders bedacht mit Tabaks- und Geldbeuteln, Hosenträgern und d. gl., welche Louise unter Anwendung der sinnigsten Embleme für ihn versorgte. Das waren ihm willkommene, liebe Andenken, womit er nicht selten den Neid seiner Kameraden erregte. — So schlürften Jakob und Louise täglich den süßesten Nektar aus dem Becher der Liebe. Zu ihrem Glück war er nicht mit dem Gifte der Unreinheit gemischt, und der Genuss grenzte nicht an Ausschweifung. — Immerhin aber war das angeknüpfte Verhältniß sehr leichtsinnig. Weder Louise, noch vielweniger Jakob, dachte im Ernst an eine dauernde wechselseitige Verbindung; sie lebten nur der Gegenwart und dachten nicht an die Zukunft. Aber auch bei einem festern Willen hätten sie, denselben durchzusehen, fast unübersteigliche Hindernisse gefunden, wie wir jetzt gleich sehen werden. Das Liebensverhältniß zwischen Jakob und Louise konnte den spähenden Augen der Welt natürlich nicht verborgen bleiben. Die beiden offenherzigen Verliebten selbst machten — zumal bei ihren Vertrauten — kein Geheimnis daraus, und die Mutter prahlte wohl gar mit der „guten Partie,“ welche ihre Tochter machen könne. Die Liebesgeschichte kam endlich auch Jakobs Eltern zu Ohren. Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf dazu. „Es wäre besser,“ meinte er, „der Junge dächte einstweilen noch mehr ans Studiren, als ans Heirathen, damit er bald, in seinem Beruf tüchtig, sein Brod selber verdienen könnte.“ — „Bah!“ entgegnete seine Frau, „es wird mit seiner Verheirathung wohl noch im Weiten stehen; übrigens wenn er nur eine reiche Zürcherin heimbringt!“ — Über die Vermögensverhältnisse Louisens, so wie über das Nähere der ganzen Geschichte, hatten sie indessen noch keine zuverlässige Auskunft erhalten. Sie beeilten sich nun, diese auf dem sichersten Wege einzuholen. Zu dem Ende schrieben sie sogleich an Herrn Dr. H... Diesem war das sich entsponnene Verhältniß zwischen Jakob und Louise ebenfalls bekannt und er hätte die Eltern ohnedies davon in Kenntniß gesetzt. Er konnte diesen eben keine tröstliche Auskunft ertheilen. „Louisen Charakter,“ schrieb er, „will ich zwar nicht zu nahe treten; doch bin ich überzeugt, daß sie bei der ihr gewordenen Erziehung nie eine gute Hausfrau und Hausmutter werden wird, und Vermögen hat sie keines zu erwarten.“ — Das wirkte wie ein Donnerschlag auf Jakobs Eltern. „Hol mich der Daniel!“ rief der Alte im ersten Zorn aus, „das Lumpenmädchen soll meinen Jakob nicht bekommen! Auf der Stelle rufe ich ihn nach Hause zurück!“ — „Sachte, sachte, Vater!“ entgegnete die Mutter. „Ich bin zwar auch deiner Meinung; allein wir müssen bei der Sache behutsam zu Werke gehen; sonst könnten wir leicht Öl ins Feuer gießen. Wir wollen vor allen Dingen den Herrn Dr. H... darüber zu Rathe ziehen.“ Hierzu willigte der Vater, nachdem sich seine erste Aufwallung ein wenig gelegt und einer ruhigeren Überlegung Platz gemacht hatte, auch ein. Herr Dr. H... rieth nun aus mehreren Gründen zu einer schleunigen Versezung Jakobs auf eine andere Universität. Es war ihm bekannt, daß Jakob unter den eingetretenen Verhältnissen, wobei er seine kostbare Zeit unter allerlei Zerstreuungen und Tändeleien vergeudete, seine wissenschaftlichen Zwecke in Zürich natürlich unmöglich erreichen konnte. Auch hoffte er, daß dessen lustiges Liebesverhältniß dann von selbst sich auflösen werde. — Jakobs Eltern leuchtete der Rath ein. „Es kann jedenfalls auf keiner andern Universität mehr kosten, als in Zürich,“ meinte der Vater. Er hatte in der That Recht; denn welche Summen Geldes der flotte Bursche da brauchte, kann man sich nach Obigem leicht vorstellen. — Es wurde also beschlossen, den Jakob auf eine deutsche Universität zu versetzen; doch wollte man sich dessen Einwilligung auch versichern. Herr Dr. H... übernahm dies. Er wußte ihm unter Mitwirkung einiger Studenten schlau beizukommen. Kurz, er entschloß sich endlich, Zürich zu verlassen, obwohl es ihm wegen Louise, die ihn wie ein Magnet fesselte, eine große Überwindung kostete. — Herr Dr. H... rieth ihm Berlin an. Er selbst aber fasste sich München in den Kopf. Das dortige herrliche Bier und überhaupt das dortige „flotte Burschenleben,“ welches man ihm mit lebhaften Farben vormalte, gaben bei ihm den Ausschlag. „Auch ist es,“ schrieb er seinen Eltern, „in München weit wohlfeiler, als in Berlin.“ Dieser

legtere Umstand bestimmte dieselben, ihm die Wahl für München zu lassen. Vor seiner Abreise kam es noch zu ernsten Kämpfen mit Louise. Ihre Mutter wandte alle Künste an, das Verhältniß enger zu knüpfen und für die Zukunft zu befestigen. Jakob aber, dem seither seine Eltern und noch mehr einzelne, durch Herrn Dr. H... bearbeitete Freunde, mit Nachdruck und Erfolg zuzusehen wußten, ließ sich einstweilen in keine bindende Versprechungen ein; nur so viel versprach er, mit Louise in fernerer Korrespondenz bleiben zu wollen. — Der Tag seiner Abreise rückte indessen heran. Zärtlich und rührend war der Abschied. Bald hatte er die Stadt Zürich am Rücken und die vaterländischen Grenzen überschritten. Mit leichtem Sinn reiste er der großen Bier- und Universitätsstadt entgegen und langte wohlbehalten daselbst an.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Für Sie!

Brich, Gärtner, mir die schönsten Rosen!
Aus deinem Blumenbeete hie,
Die aus dem Knospen heut' gestoßen —
Sie sind für sie — sie sind für sie!

Gib mir die schönsten Liliencelche,
So rein wie Engelsharmonie —
Süß duftende Levkojen welche —
Sie sind für sie — sie sind für sie!

Gib auch des Veilchens stille Blüthen,
Ein Denkanmich, Bergischmichnie! —
Daz sie das beste Herz behüten —
Sie sind für sie — sie sind für sie!

Auch von den Farbentulpen eine,
Als freudenlächelnde Folie —
Und von den Nelken eine feine —
Sie sind für sie — sie sind für sie! —

Und ordne mir's zu einem Grusse,
Und bind'e mir's in einen Strauß,
Und tragen soll ihn meine Muse
Als Gabe in der Liebsten Haus.

Entschüttle nicht den Thau der Blüthen,
Läß alle diese Perlen steh'n;
Sie sollen ihr die Spiegel bieten
Auf tausendsfaches Wiederseh'n!

In jedem Perlchen ihr Gesichte,
Mit eines Engels Augenpaar —
Und in dem heitern Augenlichte
Des Freundes Liebe offenbar!

Doch gib ihn nun! er ist vollendet —
Heil deiner weisen Phantasie!
Du hast das Beste mir gespendet —
Es ist für sie — es ist für sie!

Ludwig Christ.